Der Krieg um Tripolis.

⊕ Die „Erfolge“, die die Italiener im Kriege gegen die Türkei errungen haben, sind nicht ohne Einwirkung auf das Nationalgefühl geblieben. Es hat sich vertieft und gesteigert. Damit sind auch die Forderungen gewachsen, die man jetzt an die Türkei stellt. Während man sich zu Beginn des Feldzuges mit der Schutzherrschaft über Tripolis begnügen wollte, verlangt man jetzt bedingungslose Einverleibung. Und die Regierung macht sich diese Auffassung völlig zu eigen, wie aus einer Note hervorgeht, in der es heißt, die Provinz könne nicht als außerhalb des türkischen Reiches angesehen werden, bis das Expeditionskorps gelandet sei und die Truppen Stellungen im Hinterlande besetzt hätten. Hervorgehoben wird ferner die peinliche Sorgfalt, mit der Italien durchweg

Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel

vermieden und in der Bemühung, den gegenwärtigen Besitzstand zu wahren, sogar gegen sein eigenes Interesse gehandelt hätte. Die Note schließt mit dem allerdings noch etwas verklausulierten Anspruch Italiens, daß es mit einem Protektorat über Tripolis nicht zufrieden sein könne, sondern in anbetracht der Kosten der Expedition eine Angliederung erlangen müsse. Es zeigt sich jetzt, wie weit Italien mit England und Frankreich einig war, als es losschlug; denn tatsächlich hat es immer höhere Ansprüche gestellt, je mehr Österreich-Ungarn und Deutschland es vermieden, auch den weitergehenden Ansprüchen entgegenzutreten. Italien nimmt also ohne weiteres der Türkei eine Provinz. Will es sich noch einmal im Verlaufe seiner Geschichte auf seine Friedfertigkeit und auf seine

Achtung vor dem Völkerrecht

berufen? Freilich, noch ist ja die Voraussetzung, die Italien selber als Bedingung für die Angliederung bezeichnet, nicht erfüllt. Noch ist Italien nicht Herr der Lage. Und es wird das Land Schritt für Schritt erobern müssen. Das zeigt ein Bericht, der Kunde von neuen Gefechten in der Umgebung der von den Italienern besetzten Stadt Tripolis gibt. Darin heißt es: Die Vorposten der Italiener kämpften die ganze Nacht hindurch bis zum Morgengrauen unter Mitwirkung des Feuers der italienischen Kriegsschiffe, die sich der Scheinwerfer bedienten, um den Bumillanabrunnen. Die Türken verschossen viel Patronen, doch haben, so heißt es,

die Italiener keinerlei Verluste

zu beklagen. Man erwartet während der vom italienischen Oberkommando ins Werk zu setzenden systematischen Verteilung von Militärposten in der Umgebung von Tripolis weitere nächtliche Angriffe und rechnet auf hartnäckigen Widerstand, den man zu brechen hofft, wenn das ganze Landungskorps (30 000 Mann) ausgeschifft ist, was in wenigen Tagen geschehen sein dürfte. Im Widerspruch mit diesem vom Kampfesmut der türkischen Truppen zeugenden Bericht steht eine andre Meldung, wonach die in der Nähe von Tripolis stehenden Türken

vom Hunger erschöpft

seien und Kapitulationsverhandlungen eingeleitet hätten. Man scheint dieser aus Rom stammenden Meldung in Italien keinen rechten Glauben beizumessen. Das zeigen die Vorbereitungen, die man trifft, um die Türken im Innern kampfunfähig zu machen. Der erste Teil des Expeditionskorps landete in Merza Tobruk, um den Hafen in Verteidigungszustand zu setzen. Merza Tobruk, das nicht weit von der ägyptischen Grenze liegt, scheint von den Italienern nicht nur als ein Ausgangspunkt zur Bekämpfung der türkischen Truppen im Inlande, sondern auch als Stützpunkt gegen etwaige Versuche der National-Ägypter, der türkischen Regierung zu Hilfe zu kommen, benutzt werden zu sollen.

Erstürmung von Merza Tobruk.

Bei der Landung kam es zu einem heftigen Kampf, der folgendermaßen geschildert wird: Sofort, nachdem die Beschießung des Forts begonnen hatte, wurde eine Landungskompanie ausgeschifft, die mit aufgepflanztem Bajonett unter dem Feuer der Schiffsgeschütze das Fort erstürmte und dort die italienische Flagge hißte. Die aus dem Fort verjagten Türken, die sich auf die Verteidigung mit Gewehrfeuer beschränkt hatten, setzten ihr Feuer von den umliegenden Höhen aus fort. Die nunmehr im Fort befindlichen italienischen Matrosen erwiderten dieses mit wohlgezielten Schüssen. Allmählich hörte das Schießen der Türken auf. Währenddem hatte sich die Stadt ergeben. Es wurden dann sofort Anordnungen für die Besetzung getroffen. Den Mannschaften wurde ausdrücklich anbefohlen, sich nicht an Frauen oder Privateigentum zu vergreifen und die religiösen Gefühle der Eingeborenen zu schonen. — Damit haben die Italiener den Schlüssel zu der Stellung der Türken im Hinterlande von Tripolis in der Hand, dessen Eroberung sich aber überaus schwierig gestalten dürfte. — Vom Kriegsschauplatz liegen ferner folgende Meldungen vor:

Kundgebungen der Ägypter für die Türken.

Der ägyptische Prinz Omar-Pascha Tussun hat 100 000 Mk. für das türkische Heer gezeichnet. Mehrere arabische Zeitungen veröffentlichen eine Liste von 60 italienischen Kaufleuten, Unternehmern und Apothekern, die von Eingeborenen gesperrt werden sollen. — Ein Nationalistenblatt wurde von der ägyptischen Regierung verboten, weil es die Stellung der ägyptischen Regierung zum türkischen Kriege scharf angegriffen hat.

Die Vermittlungsaktion in der Tripolisfrage.

Zwischen den Kabinetten der Großmächte dauert der lebhafte Gedankenaustausch über die Möglichkeit einer Friedensvermittlung fort und man darf annehmen, daß das Ergebnis dieser Besprechungen die Diplomatie in kurzem in den Stand setzen wird, in Rom festzustellen, inwieweit die Verhandlungen Aussicht auf Erfolg im Sinne einer baldigen Verständigung der beiden kriegführenden Mächte bieten. Man hält übrigens die Verzögerung der Ausführung des Beschlusses betr. Ausweisung aller Italiener aus der Türkei für ein günstiges Vorzeichen eines baldigen Friedens, zumal es immer mehr den Anschein gewinnt, daß die türkische Regierung, im Gegensatz zu weiten Kreisen des Volkes, nicht entschlossen ist, bis zum Äußersten zu kämpfen.

Der heilige Krieg.

Türkische Blätter melden, daß der im Hinterlande von Tripolitanien ansässige Scheich der Senussi, dessen Einfluß weit ins Innere Afrikas reicht, den Italienern den heiligen Krieg erklärt hat. — Der Sultan hat dem Araberscheich Imam Jahia (in Jemen) für sein Angebot, 100 000 Mann für den heiligen Krieg gegen Italien stellen zu wollen, seine Befriedigung aussprechen lassen. Auch der Großwesir antwortete dankend, fügte aber hinzu, vorläufig sei die angebotene Hilfe noch unnötig.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Kaiser Wilhelm ist, von Rominten kommend, über Königsberg, wo der Monarch das Grenadier-Regiment Nr. 3 besichtigte, in Hubertusstock eingetroffen.

* Der Staatssekretär des Reichsjustizamtes Dr. Lisco hatte dieser Tage eine längere Besprechung mit den Mitgliedern der Strafprozeßkommission des Reichstags über die Frage, ob in die weitere Beratung der Strafprozeß-Novelle in der kommenden Tagung des Reichstages noch eingetreten werden könne. Die Besprechung trug lediglich klärenden Charakter, die Entscheidung wird von den Entschließungen des Seniorenkonvents des Reichstages, sowie von den Beschlüssen der Verhandlungen zwischen den Parteien abhängen und voraussichtlich erst in ein bis zwei Wochen fallen. Nach der Ansicht maßgebender Parlamentarier dürfte jedoch die Verabschiedung der Strafprozeß-Novelle schwerlich in der letzten Sitzungsperiode dieses Reichstages erfolgen.

* Zu der Nachricht, daß der preußische Landtag am 16. Januar 1912 zusammentritt, wird der „B. B.-Ztg.“ vom Bureau des Abgeordnetenhauses mitgeteilt, daß der 16. Januar nur als der letzte Termin anzusehen ist, an dem der Landtag einberufen werden muß. Weil die Regierung fernerhin kaum eine Tagung gleichzeitig mit den Reichstagswahlen wird haben wollen, so ist anzunehmen, daß sich der Landtag dann bis nach den Stichwahlen zum Reichstage vertagt. Eine endgültige Entschließung des Staatsministeriums ist dem Bureau des Abgeordnetenhauses bisher noch nicht zugegangen.

Amerika.

* Die natürliche Folge der liberalen Wahlniederlage in Kanada war der Rücktritt des Ministeriums Laurier und sein Ersatz durch ein konservatives Kabinett. Dieses ist nunmehr gebildet, und Monk, der größte Gegner des neuesten Flottengesetzes, zum Arbeitsminister gemacht worden.

Asien.

* Die Zustände im Süden Chinas werden mit jedem Tage trostloser. Während die Revolutionäre immer neuen Zuzug erhalten und durch Bombenattentate einen allgemeinen Schrecken unter der Bevölkerung verbreiten, meutern umfangreiche Abteilungen der Regierungstruppen, so daß die Regierung strenge Maßregeln ergreifen muß, um die Beeinflussung der Soldaten von den Revolutionären zu verhindern.

Die Marokkoverhandlungen.

⊕ Zum Stande der Marokkoverhandlungen erklärt die „Köln. Ztg.“, daß augenscheinlich mit der Gegnerschaft, die in Frankreich plötzlich die Kongoabtretung findet, die Absicht verbunden sei, dem französischen Ministerium ein Bein zu stellen. Anderseits wolle man den Gegner noch vor Toresschluß einschüchtern, um möglichst gute Bedingungen herauszuschlagen. Dieses Mittel werde bei Deutschland nicht verfangen. Mit ähnlichen Schwierigkeiten wie die französische, habe auch die deutsche Regierung zu kämpfen, da auch deutsche Kreise von einer Erwerbung des Kongos nichts wissen wollen. Alsbald nach der Bekanntgabe des Ergebnisses der Verhandlungen werde der Reichstag als letzte Instanz das entscheidende Wort zu sprechen haben, alsdann würde auch die Kritik einsetzen, die bisher angesichts der Geheimhaltung der Verhandlungen

zum Schweigen verpflichtet

sei. — In Frankreich schweigt man natürlich nicht, jetzt weniger denn je. Es wird immer klarer, daß der frühere Ministerpräsident Clemenceau die Marokkofrage in der Kammer so behandeln will, daß eine Ministerkrise unvermeidlich erscheint. Seit einiger Zeit führt die „Depeche de Toulouse“, das dem „Ministerstürzer“ nahestehende sozialradikale Organ, einen heftigen Kampf gegen den Ministerpräsidenten Caillaux. Der Ministerpräsident soll erklärt haben, ihm sei bekannt, daß die Angriffe von Clemenceau ausgehen. Man erachtet auch in parlamentarischen Kreisen diese Nachricht für glaubwürdig, denn seit Beginn der deutsch-französischen Verhandlungen soll Clemenceau des öfteren seinen intimeren Freunden seinen „Unwillen über die

erniedrigende Haltung der französischen Regierung

in dem ganzen Marokkohandel“ ausgesprochen haben. Die heißblütigen Franzosen sind in dieser Beziehung sehr empfindlich und besonders jetzt, wo es sich um eine Auseinandersetzung mit Deutschland handelt, und die Aussichten für das Ministerium Caillaux sind sehr schlechte, wenn bis zum Kammerzusammentritt — am 7. November — die Marokkoverhandlungen kein befriedigendes Ergebnis gezeitigt haben. Zu der Lage, die allgemein als „sehr ernst“ bezeichnet wird, veröffentlicht die „Voss. Ztg.“ einen Bericht ihres Korrespondenten in Paris, in dem es u. a. heißt: „Die Treibereien der Regierungsgegner, die die öffentliche Meinung des Landes gegen den Gedanken einer

Gebietsabtretung an Deutschland

aufhetzen, beunruhigen Herrn Caillaux sehr ernstlich. Um seine Verantwortung leichter zu tragen, hat er die Senatoren (früheren Minister) Ribot, Clemenceau und Briand zu sich gebeten und sie über ihre Meinung in der Kongo-Sache befragt. Herr Ribot hat nicht verhehlt, daß er die ganzen Unterhandlungen anders eingeleitet und geführt hätte. Herr Briand kam zu ähnlichen Schlußfolgerungen. Nur Herr Clemenceau soll, wie versichert wird, die Abgabe einer bestimmten Meinung verweigert und gesagt haben, der rechte Ort, seine Auffassung auszusprechen, sei nicht das Kabinett des Ministerpräsidenten, sondern die Rednertribüne des Senats.“ Daß kommt aber, daß auch ein tiefgehender

Meinungsunterschied im Kabinett

über die Frage herrscht. Hat doch der Minister der Kolonien eben erst in einer Versammlung des „Kongresses für Ostafrika“ erklärt, daß man „dank dem kolonialen Geiste, den man früher in Frankreich nicht kannte, heute die öffentliche Meinung Frankreichs entschlossen an dem kolonialen Besitz des Landes festhalten und ihren Willen versichert sehen kann, ihn unberührt aufrechtzuerhalten.“ Diese Äußerung zeigt die Schwierigkeiten, die sich der endgültigen Lösung der Marokkofrage noch immer entgegenstellen. In Deutschland hält man natürlich an der Grundlage der ganzen Verhandlungen fest, wozu die Gebietsabtretung gehört. Während nun ein Teil des französischen Kabinetts die Unumstoßbarkeit dieser Grundlage anerkennt, arbeitet der andre Teil mit der gesamten Presse einem Gebietsaustausch, der die

Entschädigung für den Verzicht auf Marokko

bildet, direkt entgegen. Die Regierung findet nur bei wenigen Blättern Rückhalt, u. a. bei dem „Figaro“, der schreibt: „Viele Leute schreien bei uns über Demütigung, weil die Regierung einen Teil des Kongo an Deutschland abtreten will. Diese Abtretung ist gewiß sehr unangenehm, aber wir wußten es, und wir haben sie grundsätzlich bereits seit Juli angenommen. Am ersten Tage, an dem wir in Unterhandlungen traten, mußten wir wissen, um was es sich handelt: um die Freiheit des Handelns für Frankreich in Marokko gegen Überlassung von Gebietsteilen des Kongo an Deutschland. Jetzt ist es zu spät, darauf noch einzugehen, wir können nur noch über den Umfang der Entschädigung unterhandeln. Mit gutem Willen und mit Geduld kann man zu einer für beide Länder annehmbaren Lösung gelangen.“ Dem Anschein nach fehlt es aber, dank der Tätigkeit der Herren Clemenceau und Delcassé sowie ihrer Freunde an diesem guten Willen. Die öffentliche Meinung ist erregt und bedroht somit das Zustandekommen des ganzen Marokkovertrages. Denn wenn am 7. November, bei der Eröffnung der Kammer, das Abkommen nicht geschlossen ist, sieht sich Herr Caillaux einem allgemeinen Angriff gegenüber, dem er zweifellos nicht gewachsen sein wird. — Dann kann das leidige Marokkospiel von neuem beginnen, — wenn Deutschland noch einmal dazu Lust hat.

* * *

* Die letzte Unterredung zwischen dem Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter und dem französischen Botschafter Cambon ist für die Erledigung der Marokkofrage entscheidend gewesen. Halbamtlich wird nämlich bekanntgegeben: „Der auf Marokko bezügliche Teil des deutsch-französischen Abkommens ist nunmehr unterzeichnet worden. Die damit zusammenhängenden Verhandlungen über Gebietsentschädigungen sind wieder aufgenommen worden.“

Prozeß Wolff-Metternich.

Der aufsehenerregende Prozeß gegen den Grafen Wolff-Metternich, dem Neffen des deutschen Botschafters in London, nähert sich seinem Ende. Nach einer an Zwischenfällen überreichen Verhandlung, in deren Verlauf es wiederholt zu Auseinandersetzungen zwischen Staatsanwalt und Verteidigern kam, wie sie äußerst selten im Gerichtssaal sind, hat der Staatsanwalt gegen den Angeklagten wegen mehrerer Fälle des Betruges und wegen versuchten Betruges 1½ Jahr Gefängnis beantragt.

Kindesliebe.

10] Roman von Rolf Cormans.

(Fortsetzung.)

„Nun, das wohl nicht,“ antwortete Rechtsanwalt Sieveking. „Der Sanitätsrat Küster, der deinen Vater behandelt, hat jedenfalls noch nicht jede Hoffnung aufgegeben. An eine völlige Wiederherstellung freilich, so sagte er mir gestern, sei kaum zu denken, da sich das lange vorhandene Herzleiden während des Krankenlagers bedeutend verschlimmert habe. Aber es könne unter günstigen Umständen doch noch Monate, ja selbst Jahre dauern, bis —“

„Unter günstigen Umständen!“

Wie ein Aufschrei schmerzlichen Grolls war dieser Ausruf aus Walter Gernsdorffs Brust gekommen. Und nach einem kurzen Schweigen fügte er ruhiger hinzu: „Er weiß natürlich noch immer von nichts?“

„Nein. Da der Sanitätsrat der Umgebung des Kranken erklärt hat, daß es — daß es —“

„Vollende nur ohne Scheu! Da er erklärt hat, daß es sein gewisser Tod sein würde, wenn er etwas erführe, so hat sich selbst meine Frau Stiefmutter entschlossen zu schweigen — nicht wahr? Und es wird ihr bei ihrer großen Liebe für mich doch gewiß herzlich schwer.“

„Du tust ihr unrecht, Gernsdorff! Die arme Frau leidet furchtbar, und sie trägt ihr Geschick wie eine Heldin. Für ihren ganzen Bekanntenkreis bildet sie einen Gegenstand der innigsten Teilnahme — sie sowohl wie deine Schwester, die seit Wochen ganz in das Elternhaus übergesiedelt ist, obwohl man sagt, daß ihr Gatte keineswegs damit einverstanden gewesen sei.“

Der Gefangene wandte sein Gesicht dem Fenster zu und legte einige Sekunden lang die Hand über die Augen.

„Arme Käthe!“ murmelte er. „Nun ist es mit ihrem sonnigen Frohsinn wohl auf einige Zeit vorbei!“

Sieveking glaubte die weiche Regung im Herzen des finsteren Freundes nicht ungenutzt vorübergehen lassen zu dürfen. Er stand auf und faßte ihn vertraulich an der Schulter.

„So wollen wir denn um ihretwillen alles Menschenmögliche tun, das Schlimmste von dir abzuwenden, Gernsdorff! Ich weiß, daß du bis jetzt noch das Wichtigste verschwiegen hast, was dich entlasten kann und —“

Mit einer heftigen Bewegung wandte sich der junge Arzt nach ihm um, und seine Augen blickten düsterer denn zuvor.

„Woher weißt du das? Was weißt du überhaupt? Willst du denn, daß ich dir irgend ein Märchen erzähle, um es den Richtern wiederholen zu können? So laß dir's doch endlich genug sein mit dem, was ich dir einmal erklärt habe. — Bist du nur gekommen, um mich zu quälen?“

Der Rechtsanwalt trat zurück.

„Nein, gewiß nicht,“ sagte er ruhig. „Ich glaubte nur, dich aus unserm langen Verkehr einigermaßen zu kennen. Erinnerst du dich wohl noch jenes Vorfalls aus der Obersekunda? Man hatte dich einer ehrenrührigen Handlung verdächtigt, weil der Schein gegen dich sprach und weil der Ordinarius dir aus einem früheren Konflikt, bei dem er den kürzern gezogen hatte, bitteren Groll nachtrug. Es wäre dir ein leichtes gewesen, dich zu rechtfertigen, aber du hülltest dich in trotziges Schweigen, und man war eben im Begriff, dich mit Schimpf und Schande von der Anstalt zu entfernen, als der wirkliche Übeltäter im letzten, entscheidenden Augenblick mit seinem Geständnis hervortrat.“

Walter Gernsdorff stand wieder an dem vergitterten Fenster und starrte in den melancholischen, grauen Gefängnishof hinab.

„Weshalb erzählst du mir das? Willst du aus jenen halbvergessenen Kindereien einen Schluß ziehen auf meine gegenwärtige Lage? Hältst du mich, den dreißigjährigen Mann, für so knabenhaft töricht, daß ich meine Ehre, meine Zukunft, alles, was einem Menschendasein Zweck und Inhalt geben kann, hinwerfen sollte, ohne durch die grausamste Notwendigkeit dazu gezwungen zu werden?“

„Nein, für so töricht halte ich dich nicht. Ich dachte nur daran, daß du dich in bezug auf das Vorliegen einer Notwendigkeit vielleicht im Irrtum befinden könntest. Auch damals glaubtest du ja sicherlich, nicht anders handeln zu dürfen, und wenn —“

„Aber so laß doch endlich diese alten Geschichten! Wahrhaftig, ich hätte besser getan, einen Verteidiger zu wählen, den keine freundschaftlichen Empfindungen gehindert hätten, mich von vornherein für einen Schurken zu halten.“

„Gut! Lassen wir also diese freundschaftlichen Empfindungen beiseite. Wenn ich aber selbst annehmen will, daß du in deinem Briefe an Professor Bardow, wie bei deinem Verhör vor dem Untersuchungsrichter nur die lautere Wahrheit gesagt hast, wäre mir doch das Zeugnis deines Vaters von äußerster Wichtigkeit; leider aber konnte der bisher noch nicht befragt werden. Seine finanzielle Lage ist mir, wie vielen andern Leuten hier in der Stadt, kein Geheimnis, und daraus schließe ich, daß du, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen, in einem Augenblick geistiger Unzurechnungsfähigkeit den Wechsel gefälscht, wenn du es überhaupt getan hast; er allein war es, der von deiner Tat einen Vorteil hatte, und —“

Er konnte nicht vollenden, denn der Gefangene hatte ihm beide Hände auf die Schulter gelegt und sagte, ihn unterbrechend, mit nachdrücklicher, fast feierlicher Betonung: „Daß wir uns ein für allemal verstehen, Sieveking! Du wirst mir hier an der Stelle dein Ehrenwort geben, meinen Vater aus dem Spiel zu lassen — unbedingt, ohne Einschränkung und Vorbehalt! Ich, das Geld für ihn bestimmt war oder für mich — an der Tat, die ich eingestanden habe, wird dadurch doch nicht das mindeste geändert. Und er hat in seinem Leben genug gestritten und gelitten! Ich will, daß er wenigstens im Frieden sterbe! Den werde ich fortan für meinen Todfeind ansehen, der ihn daran hindert.“

Es war etwas in seiner Stimme, das dem Freund bis ins innerste Herz erschütterte.

„Ich ehre deine kindlichen Empfindungen, Gernsdorff; aber du weißt vielleicht nicht, wieweit diese hochsinnige Pietät dich möglicherweise